

Wirkungen des Fernsehens vor allem auf die Kinder. Um sich nicht zu weit in die unübersichtlichen Gefilde der Wirkungen von Werbung, Propaganda und Schulfernsehen zu verlieren, werden diese Gebiete von der Betrachtung ausgeschlossen.

Halloran ist Optimist und glaubt, daß wir „weit mehr über die Massenkommunikation und ihre Wirkungen wissen, als allgemein anerkannt wird“ (13). Dann geht er die einzelnen Gebiete durch und referiert die empirisch erarbeiteten Befunde: Wirkungen des Fernsehens auf die Wertvorstellungen, den Gebrauch anderer Medien, das Freizeitverhalten, die Sozialisation in Familie und Gesellschaft, auf Flucht- und Aggressionstendenzen, Geschmacksbildung etc. Auf den letzten Seiten seines Überblicks wendet sich Halloran mehr der Komplexität des Phänomens Wirkung zu und weist auf die theoretischen Ansätze hin, welche die Wirkungsproblematik in das Insgesamt der in sozialen Systemen stattfindenden Prozesse hineingenommen sehen möchten. Logischerweise schließt sich daran eine äußerst gedrängte Diskussion der umfassenderen Pro-

blematik der Massenkultur an, die Halloran sine ira et studio betreibt und in der er seine Position mit dem Wunsch nach präziser Definition der auf beiden Seiten gebrauchten Begriffe umreißt.

Ein weiteres Kapitel beschreibt die Aktivität des US-Komitees zur Erforschung des Problemkreises Fernsehen und Kinder und gibt einen Bericht über die 1963 stattgefundene Tagung amerikanischer und englischer Fachleute. In einem abschließenden Teil erfährt der Leser von künftigen Forschungsnotwendigkeiten und -vorhaben. Die dort beschriebenen Pläne sind einem vom US-Television Bureau of Advertising herausgegebenen Sammelband entnommen. Leider enthält die deutsche Ausgabe keinen Hinweis auf das „Warum“ der Veränderung gegenüber der englischen Ausgabe (Leicester U. Press 1964), die durch das Weglassen einzelner Pläne geschah. Man wünscht, daß mehr Zusammenfassungen dieser Art (gerade für die bisher nicht berücksichtigten Gebiete der Werbung, Propaganda usw.) erscheinen möchten.

Reinhold Iblacker SJ

Die Wissenschaft vom „Nackten Affen“

„Wenn Sie dieses Buch gelesen haben, werden Sie alles mit anderen Augen betrachten – Ihre Familie – Ihre Freunde – sich selbst.“ So verspricht auf roter Banderole der Verleger des „Nackten Affen“ von Desmond Morris seinen Lesern¹.

Nimmt man das Werk in die Hand, um die ersten zögernden Schritte in Richtung jener umwälzenden Welt- und Menschheitschau zu tun, wird einem zunächst klargemacht, daß man – wenn auch mit dem Titel „homo sapiens“ versehen – „ein nackter Affe geblieben ist“ (12). Man „wäre ein weit weniger bekümmertes und weit mehr mit sich zufriedenes Lebewesen“, wenn man „dieser Tatsache nur erst einmal ins Auge sehen

wollte“ (12). Versucht man sich an das zu klammern, was man von edlen Vorfahren oder versunkenen Kulturen gehört hat, wird einem versichert, es handle sich um „untypische“ und „erfolglose Kulturen“, die „bizarrr“, „seltsam“, „unheimlich“ seien, um „Seitenarme des Entwicklungsstromes“, um „kulturelle Sackgassen“ (13). Mit anderen Worten: es lohne sich nicht, von der Völkerkunde ein klärendes Wort zu erwarten.

Ähnlich böse sieht es mit der Tiefenpsychologie aus: sie hat es mit „untypischen Angehörigen der Art“ (14) zu tun, die, „wären sie heil und in Ordnung“, zum Erfahrungsschatz des Psychiaters nichts beigetragen hätten. Es bleibt kein Ausweg: allein die Gegenüberstellung tierischen Verhaltens mit dem „erfolgreicher Angehöriger“ (16) unserer Kultur bringt den Schlüssel zur Frage nach dem „nackten Affen“.

¹ Desmond Morris: Der nackte Affe. Aus dem Englischen von Fritz Bolle. München: Droemer Knauer 1968. 391 S. Lw. 20,-.

Es folgen Kapitel über die Herkunft des „nackten Affen“, über seine Geschlechtlichkeit, seine Fürsorge für die Kinder, sein Verhältnis zur Welt und zum Angehörigen derselben Art, seine Ernährung, seine Sorge um Gesundheit und seine Beziehungen zu Tieren. Dabei wechseln lange Exzerpte einschlägiger Literatur der Verhaltensforschung mit Beobachtungen des Autors, und man hat sich bald daran gewöhnt, statt „Erziehung“ das Wort „Aufzucht“, statt „Wissenschaft“ „Neugier“ zu finden. Scurriles wechselt mit Anekdoten und zunächst staunenswerten Vergleichen zwischen Tier und Mensch.

Doch bereits beim Lesen des Kapitels „Herkunft“ fragt man sich erstaunt, ob Ernst Haeckel mit dem Motto „Der Mensch stammt doch vom Affen ab“ fröhliche Urständ feiere. Morris ist natürlich gewitzigt genug, dies nie so ausdrücklich zu sagen. Immerhin hat er es verstanden, beim Leser jenes prickelnde Gefühl zu erzeugen, das etwa aufkäme, sollte man sich ganz unvermittelt als gleichberechtigtes Mitglied einer Menschenaffensippe vorfinden. Sind wir denn wirklich Großaffen, die bloß ihr Fell verloren, als sie begannen, wegen des schlechter werdenden Wetters raubend und schwitzend hinter dem Wild der Savanne herzulaufen? (z. B. 29, 31 ff., 72 f.) Diese Interpretation gehört schlicht in den Bereich wissenschaftlicher Mythologie. Mit ihr fällt jedoch der Bezugspunkt, von dem her Morris seinen „Nacktaffen“ konzipiert.

Der Vorfahre unserer Gattung „Homo“ hat nicht wie ein Menschenaffe ausgesehen. Unsere heutigen Menschenaffen sind Spezialisten, während der Mensch das *unspezialisierte Wesen* ist. Er ist gegründet auf sein Vermögen, Spezialeinrichtungen zum jeweiligen Gebrauch herzustellen. Ein spezialisiertes Wesen kann deshalb nicht Vorfahre des Menschen sein, weil sich die Evolution in ihren Spezialisierungen festlegt: sie sind Sackgasen. Man wird also in unseren Vorfahren weitgehend unspezialisierte Wesen zu sehen haben, die in kleiner Zahl zunehmend von ihrem immer stärker dominierenden Großhirn profitierten. Über sie ist wenig bekannt. Worüber man aber so wenig weiß, darüber

sollte man mit aller Vorsicht spekulieren. Sollte Morris beides vergessen haben, die Vorsicht und den deutlichen Ausweis seiner Arbeit als Spekulation?

Mit Sicherheit rollt er seine Vorstellung der Entwicklung auf: „Der Urwald-Menschenaffe, der ein bodenbewohnender Steppen-Menschenaffe wurde, aus dem ein Raubaffe entstand, der sich zum räuberisch lebenden Affen mit Revierbesitz fortentwickelt hat, ist nun ein Kulturaffe geworden“ (35). So komplexe Bereiche wie Familie, Sozialstruktur, Sprache, Krieg, Wissenschaft, Religion werden einfach durch die Mechanismen von Selektion und Mutation erklärt. Kein Wort, daß der mit Selbstbewußtsein über Werte reflektierende Mensch in recht eigenständiger Weise zu Verhaltensformen kommen kann, die nicht mehr *einfachhin* einen physischen Selektionsvorteil zu bieten brauchen. Damit ist den biologischen Entwicklungsmechanismen weitgehend der Antrieb genommen, und die im Buch gebrachte Interpretation wird in ihrer Ausschließlichkeit fragwürdig.

Wir suchen auch vergebens nach einem Mechanismus wie dem der „Selbstdomestikation“, dem wir aller Wahrscheinlichkeit nach unsere nackte Haut zu verdanken haben (durch die Erfindung künstlicher Kleidung). Statt dessen werden aufsehenerregende, aber recht unwahrscheinliche Theorien für den Werdegang des „nackten Affen“ gebracht. Noch schwerer wiegt, daß Morris die Unterschiede des großhirngesteuerten Homo sapiens von seinen äffischen Verwandten verwischt (12, 368 f.). Wenn er en passant setzt: „Denn jetzt gehen wir aus dem Bereich der Biologie über in den der Kultur“ (34), ist er sich offensichtlich über die Konsequenzen nicht im klaren. Das ist wissenschaftsmethodisch eine glatte *Grenzüberschreitung*.

Jede Wissenschaft hat durch ihre Methode den Umkreis ihrer Erkenntnismöglichkeiten ausschnitthaft eingeschränkt. Will ein Biologe als Biologe Stellung nehmen, so muß er sich beschränken auf im Experiment gesicherte Sachverhalte, also z. B. auf reproduzierbare Verhaltensbeobachtungen. Versucht er, durch ideologische Übergriffe ein geschlossenes Welt-

bild zu errichten, dann kommen Ungereimtheiten wie Morris' Exkurs über die Religion als Ersatzfunktion des ausgefallenen Primaten-Paschas zustande (272–276). Morris als Biologe kann sich über Fragen, die mit seinen Methoden nicht erreichbar sind (besonders wenn sie Wertungen implizieren) nur als Privatmann äußern. Aussagen und Rezepte wie: „Trotz all unserer großen Fortschritte im Technischen sind wir noch immer und weitgehend ein einfaches biologisches Phänomen“ (368 f.), „soll der Frieden der Welt erhalten bleiben, so bietet sich als die beste Lösung eine umfassende Förderung der Empfängnisverhütung oder der Abtreibung an“ (269), verraten allzu schlichte Popularisierung. Morris empfiehlt für das Zusammenhalten eines Paares „den Austausch von Sexualhandlungen des Paares zu steigern und lohnender werden zu lassen“ (97). Wer solche popularisierenden Meinungsäußerungen mit naturwissenschaftlichen Ergebnissen vermischt, fälscht. Er unterschiebt Meinungen eine nicht vorhandene Autorität.

Nicht nur ärgerlich, sondern verwirrend ist dies, weil Morris einige Erwägungen verantwortlicher Wissenschaftler referiert, die sehr ernst genommen werden müßten. Neben der Behauptung, unsere Natur sei „im Grunde animalisch“ (371), findet sich eine Betrachtung über die Gefahren der Überbevölke-

rung: entfesselte Aggression könnte in Verbindung mit unseren Vernichtungswaffen zur Katastrophe werden (268, 263). Falsch wäre es, diese Probleme abzutun. Was die Biologie über den Menschen zu sagen hat, muß bei einer verantwortlichen Planung unserer Zukunft gehört und beachtet werden. Die *ethische* Wertung ist jedoch nicht Sache der Biologie. Ihre Methodik wäre überfordert.

Es hat seinen Sinn, wenn Naturwissenschaftler ihre – seltenen – „Stunden am Kamin“ dafür benutzen, über ihre jeweiligen Experimente hinaus Zusammenhänge des Lebens aufzudecken. Ich denke an Arbeiten wie Karl von Frischs „Du und das Leben“, Konrad Lorenz' „Das sogenannte Böse“ und Teilhard de Chardins „Der Mensch im Kosmos“. Wenn Natur- und Geisteswissenschaften in diesen Fragen aufeinander hören, wird am ehesten die Gefahr gebannt, daß die Biologie eine physische Überlebensmöglichkeit abseits menschlich-personaler Existenz ansteuert, oder daß die Ethik an einem Moralgebäude festhält, das tragisch außer acht läßt, wie stark die Geistigkeit des Menschen aus ihrer leiblichen Komponente lebt. Das dürfte im letzten wohl auch das Anliegen von Desmond Morris gewesen sein. Aber die Vermischung von wissenschaftlichem Anspruch und unreflektierter Meinung ist mehr gefahrvoll als erhellend.

Till Uwe Keil SJ